

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Der Volksfreund. 1901-1932 1931**

283 (5.12.1931) Unterhaltung, Wissen, Kunst

# Unterhaltung \* Wissen \* Kunst

## Der Esel des St. Nikolaus

Ein Worpweder Weihnachtsbilderbogen von Wilhelm Scharrelmann

Am der Zeit, als der gute Nikolaus in den Tagen vor Weihnacht noch alljährlich mit seinem wohlbeladenen Gesellen durch die Dörfer und Städte zog, war er in einer dunklen Dezembernacht einmal zu einem der verlassensten Dörfer im Teufelsmoor unterwegs. Wie er dabei über den Berg nach Worpwede und auf die schlafende Dorffraße kommt, merkt er, wie das Tier, das ihm auf so mancher Fahrt begleitet, auf einem Fulse lahmt, und er nachsah, was es damit für eine Bewandnis hat, steht er vor einem der silbernen Schiffe geladert hat, die es trägt. Wie er nun vor die Schmiebe kommt, um den Schaden beheben zu lassen, liegt der Schmiebe zu der späten Stunde schon längst schlafend, will auch wegen einer solchen Kleinigkeit, an der nicht zu verdienen ist, und einem unbefangenen Lauffüßler zuliebe, wieder aus dem Bett, so daß der Alte unrichtiger Dinge werden muß.

Der Alte nun das Tier, das unter seinen beiden Säden lahm und bunter ihm hertrötet, achtet der Alte wenig auf den Weg zum Baum, das er eine Viertelstunde weit ins Moor hinausgewandert ist, vertritt er sich in der tabulierten Nacht so sehr, daß er nicht wieder vorwärts noch rückwärts weilt. Man hat er wohl ein Vaterschiff bei sich gehabt, aber so hoch er auch schreit, findet er sich in dem engen Schiffsraum um ihn her doch nicht durch und kann noch von Glück sagen, daß er nicht unter einem in einem Moorgraben gerät, der so breit und finstler so liegt, daß ihm nichts anderes übrig bleibt, als daran entlang zu wandern und zu sehen, wohin er kommt.

Das wäre nun alles nicht so schlimm gewesen, wenn nicht der Alte bei jedem Schritt in dem weichen Moorgraben versinkt, und zu ihm nicht mehr weiter kann. Aber so einem Treibenbringer, der ihm nicht nur das Abwegraste noch irgendwas zum Guten gesehen, und er wundert sich darum gar nicht, als er nach wenigen Schritten ein leeres Bootschiff auf dem Wasser liegen sieht. Völlig ohne einen Leberlegen steigt er darin ein, zieht den ersten Esel nach sich und beginnt in Freude, dem guten Gefassen seine Ruhepause gemäßen zu können, den Graben hinunterzufahren.

Endlich nach einer traumhaften Fahrt, kommt er mit nachtschlüsslicher Sicherheit an einen Moordamm und in ein Dorf, so welterschauen unter dem Schein der Sterne liegt, daß er meint, er habe es noch nicht gesehen. In den Häusern ist freilich nichts mehr Licht, und als er doch versucht, an den Türen Hilfe zu bitten, erwidern sie ihm, meint man in den dunklen Zeiten, daß jemand einen Esel machen will, dreht sich auf die Seite und schlief weiter. Ein jemand hierzulande vielleicht schon mal mit einem Esel durchs Moor gezogen, noch dazu bei dunkler Nacht?

Der Alte nun seine Not mit dem Tiere klagt, meint sie, daß er ein reisender Händler ist, läßt ihn darum nach dem ersten Esel, der ihm über den unerwarteten und wunderlichen Besuch auf die Erde, und er klagt, daß er ein paar Dufingel, damit der Alte den Esel den Schaden notwendig wieder ausbessern kann, und läßt ihm bei der ungewohnten Arbeit die Laterne.

Nach über die Hilfe, klopft der Alte denn auch den Beschlagnahmten fest, läßt ihm das geschwollene Geleht, und will nicht weiter gehen, ohne sich in seiner Weise dankbar gezeigt zu haben. Während er so redet, erwidert er ihm eine Freude machen könne, er habe sie in seinen Säden, daß sie nur so wünschen brauche. Die junge Frau aber meint, daß es nur ein Esel ist, was der Alte da redet, bietet ihm eine Tasse warme Milch an und fragte, ob er komme wohl weit her? Ganz von Bremen vielleicht? Nein, ein Stück weiter noch, antwortet er und lächelt in seinen Bart. Denn vielleicht gar von Hamburg?

Nun, er kann ihr das nicht so genau sagen. Es ist ja auch nicht weiter wichtig, sie soll nur anfangen, sich etwas zu wünschen. Ach, denke sie, nun will er mir gern etwas verkaufen, aber ich habe kein Geld und mag es ihm nicht einmal sahen. Dabei denke sie an die Tasse auf der Wandbrett und die paar Groschen, die sie darin verwahrt.

Der Alte aber verrät ihre Gedanken und sagt ihr, daß sie sich keine Gedanken machen soll, denn alles was er bei sich führt, hat er nur mitgenommen, um es zu verkaufen.

Aber das glaubt sie nun erst recht nicht, nein, will ihn aber auch nicht fränten und steht nur und lächelt.

Da bleibt ihm nun nichts anderes, als seine Säde aufzutun und sie hineinschauen zu lassen. Darüber ist ihr, als würde sie wieder ein Kind, und ein Lächeln kommt über sie, und der Atem verzehrt ihr.

Aber so weihnachtlich ihr über dem Anblick auch wird und soviel Glanz sich vor ihr aufzut, es ist alles doch nicht das Richtige, was sie sieht. Denn wenn sie nun doch etwas wünschen darf, wäre ihr ein Kleidchen für ihr Kind und ein paar Schuhe, wenn es nun bald laufen lernen wird, viel nötiger als all die schimmernde Herrlichkeit da vor ihren Augen. Aber so große Dinge kann sie nicht erwarten, nein, und es wäre auch nur so hingelacht und er solle nur um Gotteswillen nicht denken, daß sie so unbedeutend sei.

Aber der Alte lächelte nur und macht dafür nun den arbesen Sad auf, — ein richtiges Segelstück ist es gewesen, der jedes Wetter hat vertragen können — und nimmt heraus, was sie sich wünscht: ein Kleidchen rot gewirkt und mit einer silbernen Kette am Halsanschnitt, und ein Paar Erbsingische Schuhe aus blankem Leder und mit goldenen Knöpfen und legt ihr die Sachen hin, als müßte das so sein.

Ach, das träume ich ja bloß, sagt sie und weiß nicht, ob sie lachen oder weinen soll. Gibt es auch jemand, der bei dunkler Nacht stundenlang durch das Moor läuft, nur um den Leuten unter ihren Strohdächern etwas zu Weihnachten zu schenken? Und nun gar so schöne Sachen? Nein, das ist ganz gewiß nur ein Traum, und wo richtige Not ist, kommt so leicht keiner hin. Aber anleben muß sie die Sachen wieder und wieder, und kann sich so wenig von dem Anblick trennen, daß sie es fast wie ein Glück betrachtet, als der Kleine in der Wiege neben dem Herde zu weinen beginnt und sie ihn herausnehmen und an die Brust legen muß. Damit setzt sie sich auf den Bienenstuhl am Herde und der Alte, der ihr zusieht, sieht nicht, ist es ein Glanz von innen her oder ist es nur der Widerschein des Herdfeuers, der aus ihrem Gesicht erstrahlt? Aber dann kommt es wie eine Erinnerung über ihn, ein Erinnern an eine der Kammern seiner ewigen Heimat, in denen die Ereignisse der Welt aufbewahrt werden, so wie noch einmal seinen Sad öffnen, und er kann nicht anders, er muß noch einmal seinen Sad öffnen, und diesmal einen Mantel herausnehmen, blau wie der nächtliche Himmel über der Hütte, nach muß ihn der jungen Frau über die Schultern legen und vor ihr das Knie beugen, die in Armut und Einigkeit ihr Kind nährt, und schenkt dem Kinde zu seiner Weihnachtsfreude einen Ball und das Kind dreht ihn an sich, wie in der Legende einst das Christkind den schimmernden Ball der Erde.

Draußen ist nun der Mond aufgegangen und legt einen breiten Streifen von Licht über das überhörmte Moor, als säne eine Straße geradwegs von der nachdunklen Erde zu den Sternennischen des Himmels hinauf, auf der der Alte nun aus Moor und Finsternis wieder bergauf zu steigen beginnt, seinen Esel, der immer noch ein wenig hinke, am Saume mit sich führend.

## Professor Drews über Wagners Parsifal

Auf Einladung des Kaufmännischen Vereins, Karlsruhe, sprach im sühnend leeren Handelskammeraal, Prof. Arthur Drews über den Zweigebalt in Wagners Parsifal. Nach langatmigen, recht

akademischen Erörterungen, die mit ungeheurem Pathos vorgetragen wurden, schloß sich allmählich die Quintessenz, der Extrakt des recht dickflüssigen Gebräus heraus, die in drei Schlagwortartig zu bezeichnenden Sätzen bestand. In diesem waren sich Richard Wagner und Arthur Drews einig, wenigstens griff sich der Redner die Pointe nach seiner höchst durchsichtigen Meinung heraus. Das erste war eine energische Kampfansage gegen die dogmatische Macht der Kirche, die weit entfernt sei von dem tiefinneren Kern des Christentums, nur nach weltlicher Macht und Geltung strebe. Zweites wird die Auslegung des Abendmahlsymbols in der Formulierung des Herrn Professors mancher recht verwundert haben. Er kommt nämlich zu der Meinung, daß die wahre Abendmahlsmusik, wie sie Wagner in seinem Parsifal beutet und verstanden haben will, in reinem Benevolenzismus gipfelt, das nur in pflanzlicher Nahrung, wie sie das Brot darstellt und in Reinigkeit oder Reinerhaltung des Blutes, wie sie durch den Wein beutet wäre, der Weiderrückheit und die Entfaltung der Menschheit möglich sein könnte. Und damit wären wir beim dritten und grandiosen Punkt des Vortrags angelangt, über den der Redner, teils Wagner stützend, teils durch eigene Beobachtung ergänzend, sich in Reinkultur als Kaffeefanatiker und Prophet des Dritten Reiches erwies. Alfred Kleinsberg sagt in seinem ausgezeichneten Buch „Die deutsche Dichtung“ über Wagner u. a.: „Seine germanisch-Christliche Erbschaft wirkte und wirkt auf die Menge als fremdbartige Marotte.“ Leider ist nach den Erfahrungen unserer Tage nicht anzunehmen, daß die Wagnerische Rassenlehre, zu der er unter Einfluß des Grafen Gobineau kam, eine bloße Marotte sei, eher könnte man sie als traurige Krankheitserscheinung oder noch mehr bezeichnen. Man muß es bedauern, daß heute diese Stellungnahme Richard Wagners, die vor Jahrzehnten in einschüchternden Kreisen von Kunst und Wissenschaft als höchst einseitig und unmöglich abgelehnt wurde, selbst in angeblich wissenschaftlicher Form bei Persönlichkeiten wie Professor Drews wieder zu neuer Geltung erwacht ist und die positiv wirkenden Kräfte des zweifellos das Beste und Idealste wollenden und erziehenden Dichtertalents stark negierend in den Hintergrund drängt. Es ließe sich denken, daß man den Parsifal auch anders, humaner und toleranter ausbeuten könnte, daß die Erlösung, „dem durch Mitleid wissenden“ reinen Tor durch andere Moitte geworden wird, als durch fanatische Rassenlehre, lächerlichen Enthaltsamkeitssimmel und Verneinung geschichtlich gewordener religiöser Kräfte, a.

## Konzerte

Otto Fintus Langer im Kaffee Deon. Die Kapelle Fintus Langer, die im vorzogen Monat im Kaffee Deon in Karlsruhe gastierte, ist zum zweiten Male für den Monat Dezember — und hoffentlich noch länger — für das Kaffee verpflichtet worden. Sieben Musiker, sieben Künstler! Künstler auf allen Gebieten der Musik. Der erste S o n d e r a b e n d am Donnerstag gab eine Probe der Vielseitigkeit der Kapelle. Mit Beethoven begonnen, mit einem lustigen, schmalen Schaner beendet! Sieben junge Musiker und Künstler, die ganz in ihrer Kunst, ihrem Spiel aufgehen! Mit dem genialen Schwuna, mit prächtiger Ausdeutung legen sie als Streichkörper Beethovens „Gehörte des Prometheus“ hin, hineinreichend, imma, perit spielen sie einen Wasser von Holstomst, dazwischen bringt der Cellist ein Adagio in flüchtigem, stark verinnerlichtem Ton heraus; der Siebener meistert sicher und mit vollendetem Technik sein Instrument. Klassische Musik, neue Opern, Kaiser, Fieder, Operetten, ein buntes Bild, dem die Künstler schenkte und prächtigste Farben geben. Und wenn die Kapelle die neuen Instrumente vertraulich, entstehen die Farben, der Hofmann der neuen Zeit, da kommt die Unbekanntheit, Ausgelassenheit, das Tempo der Jugend zum Vort. Es dürfte wenige Kapellen geben, die derart bewandert sind auf klassischer wie auf modernem Gebiet. Fintus Langer ist am Flügel, unaufdringlich und doch beherrschend, glänzende Technik, führend und die Musik der Instrumente in ausgezeichneter Weise untermalend und ausmalend. Wenn man unsere heutigen Konzertsapellen betrachtet, durchweg junge Leute, kommt man doch zu dem Glauben, daß so ganz vorroht unsere heutige Zeit doch nicht ist. Sie geben ja auch einem großen Teil der Bevölkerung, dem es nicht möglich ist, das Geld für ein Konzert zu ersparigen, die Gelegenheit, gute und unterhaltende Musik auf verhältnismäßig billige Weise zu genießen. Das Orchester Fintus Langer bringt gute Musik, unterhält belien, es verdient den Beifall, der ihm bei jedem Vortrag in oft geradezu überschwänglicher Weise zuteil wird.

## WAHN-EUROPA 1934

EINE VISION VON HANNS GOBSCH

Nachdruck verboten. Copyright by Fackelträgerverlag Hamburg-Bergedorf

Reißender Lärm zerbricht Brandts Fieberadanten. Schiffe hallen. Leber Treppen und Korridore braust und siltet es wie aus anrauschenden Wassern.

Die Truppen, die den Vorgarten und die Portale des Ministeriums besetzt hielten, haben die angeführten Massen nicht zum Stehen gebracht. An der Spitze des einbrechenden Stromes trat die schwarze Masse. Seit der Schlacht auf dem Champ de Mars ist sie wie ein loderbender Feuerschiff durch Paris geschleift worden. Brandt schenkt ihm nahe sein! Brandt lebt! Diktator Frankreichs! Wer hat ihn in den Sattel der Macht geschleudert? Wer hat ihn den Händen seiner Henker entzogen? Ohne den Ausbruch der Revolution wäre er ein Verlorener gewesen! Und sie, Rhée Landruz, Kommandante der ersten Abteilung auf dem Quai d'Oran den ersten Schuß! Und jetzt soll sie sich vor waffenunfähigen Portieren abweisen lassen? Wie die übermüdeten Truppen zur Besinnung kamen, war sie mit einer Masse von ein paar hundert Menschen vorübergerast. Erst hinter ihnen konnten die Uniformen wieder die nachdrängende Brandung abriegeln.

Rhée fliegt die Marmorstufen hinan. Bier, fünfhundert Menschen, die ihr Hindlnas nachgeleuchtet sind, brechen auf den Teppichläufern erschöpft zusammen. Sie wollen ja nichts weiter als einen Aufschubort: vielleicht sind die Mauern eines Ministerpalaes ein schützendes Amulett gegen freisende Gasaffie! Warum soll auch Menschenred, wenn er schon für den Schindanger bestimmt ist, nicht auf schwellenden Ministertruppen den Panatoh bekommen statt in finsternen Straßengassen! Vielleicht ist das Verreden leichter zwischen Gobelinswänden und Kofostoffen...

Brandt! ... Brandt! ...! Täuendfältiger Lärm draußen und drinnen eines Namens, der den Ausbruch des jüngsten Gerichtes beschwören soll.

Brandt! ... Brandt! ...! Lebend, fordernd ausgestoßener Schrei zum Himmel, der ansetzenden Vernichtung Salt zu gebieten.

Brandt! ... Brandt! ... Kindlich-sinnloses Vertrauen zur Kraft eines Einsatzen, weil er doch Frieden und Leben verheißt hat. Oben, zwischen Tür und Angel, prallt die Landruz mit Brandt zusammen. Germaine, deren Gestalt im Schatten der Zimmerdecke kaum erkennbar ist, hält den Atem an, als sie die flirrende Stimme der Notkaraigen hört.

Brandt, endlich finde ich Sie! Und Sie bieten mich längst für erledigt! Die ganze Nacht hab ich um Ihr Leben gesittet! Frankreich schreit Ihnen! Sehen Sie mich nicht so entseizert an! Hier, hüben Sie meine Hände! Ich bin wirklich bei Ihnen! Wo sind im Augenblick die feindlichen Geschwader gemeldet? Reben Sie doch,

Brandt! Haben Sie die Sprache verloren... Sie drängt ihn über die Schwelle ins Zimmer.

Germaine sieht die beiden Brust an Brust stehen. Sie fühlt in sich, daß sie jetzt zwischen den Antipoden ein unheimlicher Ausbruch bevorsteht. Sie sieht Brandts Fäuste, die reglos herunterhängen, sie sieht die Blut der Stirnarbe drohend aufgewölbt. Im nächsten Augenblick werden seine Finaer Rhées Hals würgen...

Aber er spricht nur einen Satz, mit so kalter Ruhe, daß es Germaine über den Rücken schauert.

Sie verdienen unten aus Portol genagelt zu werden, ich will Ihnen aber eine Hintenkegel nicht verweigern!

Rhées Hände greifen rückwärts, jagen Halt am Türpfosten. Pöbellich läßt sie sich auf. „Sind Ihre Nervenstränge gerissen! Ich kann den Pfeil spielend leicht umkehren...“

Brandt schiebt sie mit rücksichtsloser Bewegung zur Seite. „Sie sind nicht wert, die gleiche Luft mit mir zu atmen.“

Germaine fliegt aus ihrem Dunkel hervor. Sie sieht, wie Rhée nach dem Griff der Pistole fahet, die ihr am Riemen um Hals hängt.

Rhées Samtungen erstarrten. Erst jetzt bemerkt sie die blonde Aristokratin. Sie kommt sich jäh wie eine Gesandete vor. War sie nur Zutreiberin für die andere? In den Eisenstücken des Effeiturns hat sie den Tod herausgefordert um eines Mannes willen, der unterdessen zwischen weißen Postern sein Schieferstündchen genöß...

„Und Dreitwegen sterben jetzt aber Tausende...“ Das und Hohn sprudeln von ihren Lippen. „Wissen Sie, was Sie sind! Ein Delester der geprellten Proletarierarme! Reiben Sie alle Fenster auf! Schreiben Sie Ihren Verrat hinunter in die Sinne der betrogenen Massen!“

Brandt schiebt die Wut aus den Augen. „Sie haben mein Lebenswerk in Stücke geschlagen! Sie haben mich zum Herrbild und Teufel der Welt geschmeißelt! Ich verfluche Sie, weil Sie mein Weisensbild verhöhnt und gefälcht haben...“

„Verräter! Imperialist!...“ Brandt drückt ihr den Mund zu. „Ihr romantischen Verbrecher, die ihr Freiheit und Frieden mit Kanonen in die Menschen hineinschießen wollt!“

sein Leben verpielt glaubte, sog sie zum Quai d'Oran, den zu retten, den sie mit irrer und kranker Leidenschaft liebte...

Rhée sieht für die Länge eines Augenblicks einen gütigen Funken in den grauen Stablangen des Mannes aufleuchten. Um dieses Güteleines willen hat sie ihn ja geliebt! Jetzt kann sie den Strahl selber Menschenwärme nicht ertragen. Mitleid, das ihr Weibstum entbehrt! Profanen sind Beschimpfungen für Rhée Landruz...

„Für uns beide ist kein Raum in Frankreich...“ Sie schleudert ihr dunkles Erleben wie einen Feuerstrahl aus sich heraus. Sie stößt die blonde Germaine zurück, reißt die Tür auf. Gellend läuft ihre Stimme an den Wänden der Gänge hin, hinweg über die Hauten der Verkörten, die zwischen Soldaten geklemmt auf Rettung oder Tod warten...

„Brüder, rächt euch! Brandt hat euch verraten! Er hat die Italiener auf euch abgehet! Ihr sollt verreden, und er sitzt drinnen im Ministerfessel und hat die Geliebte auf dem Schoß! Brüder, rächt euch! Ehe ihr vom Giftgas gefressen werdet! Nieder mit dem Verräter Brandt! Er hat den Krieg gemacht...“

Semmunungslos brechen Urtriebe aus dem Didiht. Ehe die geschandeten Kreaturen verreden, wollen sie andere verreden sehen! Nachgeier kommt auf. Brandt hat den Krieg gemacht! Wenn man ihn totschlägt, wird Krieg und Glend zu Ende sein! Weiter können die armliebigen Gebirne in dieser Stunde nicht denken. Der Rest ihrer Logik schiebt in Arme und Beine. Schiffe aus Gewehren, Revolvern. Getöse herfender Handgranaten. Tierhaftes Geheul.

Drinnen im Zimmer steht Brandt mit seinem Rücken. Germaine küßt fassungslos sein Haar, seine Hände. Er fühlt nicht die Klöße der geliebten Frau. Er fühlt, wie der Boden unter seinen Füßen aufbricht. Sekunden weiten sich ihm zur Ewigkeit. Er weiß, daß es jetzt dunkel und unabwendbar auf ihn zukommt...

Die Tür kracht aus den Angeln. Menschenfraken umraien den Aufrechtstehenden. Türlante kallen in seine Ohren. Schwarze Dunkelheit umkrallt ihn.

Zwei Frauenarme verwaschen mit seinen Schultern. Ein Frauenmund laugt sich an seinem Hals fest. Ist es Germaine oder die rote Bestie, die ihm das Blut aus den Poren zieht...

Er fühlt nur die zwei härtigen Männerleben, die unter seinen eingekrampten Fingern verdröhen.

In sein Handgelenk verbeihen sich scharfe Raubtierzähne. Auf seinen Hinterloof hämmert erbarmungslos ein lantiaes Gliedding.

Leon Brandt ist in die Knie gesunken. Atem von Raubtieren kocht ihm entgegen. Schreie toben gegen sein Trommelfell. Das Denken verrinnt in seinem blutenden Kopf. Stampfende Masse maßt über seinem Körper. Er fühlt sich hinfinken ins Bodentose, in ein seltsames Nichts sich auflösen. (Schluß folgt.)